

# Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

21. Mittwoch, am 13. März 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

**Jahreszeiten.** Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von Oswald Marbach. Frühling 1839. Leipzig, Hinrichs. 8. XIV und 277 Seiten.

Die Zeit der deutschen Vierteljahrschriften scheint zu beginnen. Es ist dies die dritte seit Jahr und Tag entstandene. Besser als die Cottasche und in ähnlicher Richtung wie der Freihafen scheint sie den Bedürfnissen der Zeit, der sie sich widmet, zu entsprechen. Denn der Herausgeber, den wir schon durch seine auch in diesen Blättern vielfach besprochenen Literaturbriefe kennen, scheint ganz der Mann dazu zu seyn, das zu verwirklichen, was er in seiner Widmung sagt: Dem ersten Flügelschlag eines jugendlichen Phönix, der aus seinem in Asche zusammensinkenden Scheiterhaufen sich erhebt, soll diese Zeitschrift geweiht seyn. Er fährt fort: Selbstbewußtseyn, Selbstbestimmung, Freiheit, das sind die gleichbedeutenden Worte, welche die Zukunft charakterisiren werden, die sich aus dem Grabe der Vergangenheit erhebt. Und so verspricht er in ihr: eine Religion der Wahrheit, eine Poesie, eine Kunst, welche das Auge aufschließt zu schauen die Wirklichkeit und Wahrheit selbst in ihrer Schönheit, und eine Sitte, welche als einzig des freien Geistes würdige Selbstbestimmung geübt werden wird. Daher nennt er auch als den doppelten Zweck seiner Zeitschrift: darzustellen und nachzuweisen, und folglich bezweckt sie auch den Frieden der Erkenntniß und der Zukunft, so wie als endliches Resultat aller Nachweisungen darin, die Emancipation der Philosophie. Mit Vergnügen werden wir dem Unternehmen folgen und wünschen ihm im Voraus die allgemeine und anerkennende Aufnahme, welche es verdient und sich gewiß zu erringen wissen wird.

Der Inhalt des ersten Heftes ist eben so mannigfaltig als anziehend und zielführend. Fr. Rückert eröffnet den Frühling mit einer morgenländischen Sage, Ismael und Abdallah, dann folgt eine Novelle von Oswald Marbach, der Pietist, worin wir den tiefblickenden Seelenforscher nicht verkennen, und die Richtung dersel-

ben ganz zeitgemäß finden, während auch für Unterhaltung gesorgt worden. Ein sehr wichtiger Beitrag ist Leopold Schefers Besprechung zum Frieden. Er ward, wie er selbst Seite 46 sagt, veranlaßt, durch eine „Verfälschung der Akten des lateinischen Klosters zum heiligen Grabe in Jerusalem, worin des Verfassers Abschwörung des protestantischen Glaubens enthalten,“ und giebt sich in einer Reihe von Distichen kund, welche nicht verfehlen werden, großes Aufsehn zu erregen. Wir müssen nur bekennen, daß wir das Faktum selbst, ohne nähere Bezeichnung dieses „Leopoldus Schfer“ nicht für ganz constatirt halten, da ja diesen Namen viele andre Reisende führen können. Findet sich aber hier wirklich Identität, so ist allerdings die Sache sehr merkwürdig und der Dichter konnte sich wohl zu seinen Besprechungen veranlaßt finden. Es folgt ein ernst und edel gedichteter Sonettenkranz von O. Marbach, Unsterblichkeit überschrieben, voll erhebender Bilder und Gedanken. W. Alexis erzählt eine Schweizer-Sage, Hans Preller von Lauffen mit vielem Humor. Gedichte von Karl Götner und O. Marbach schließen sich an, welcher letztere besonders in seinem Nachtgemälde eine große Sicherheit in rhythmischer Behandlung, wie eine sehr lebendige Phantasie zeigt. Der wichtigste Aufsatz von demselben ist aber ohnstreitig der dann folgende: Gegenwart und Zukunft der christlichen Religion. Der Gegenstand ist so hochwichtig, daß kurze und flüchtige Andeutungen wie diese Blätter sie nur geben können, dabei nicht anwendbar sind. Der Verfasser geht historisch zu Werke und leitet aus dem Indifferentismus den Rationalismus wie Mystizismus ab, deren Entstehen wie Formen und Lehren er klar und geistvoll schildert. Allerdings wird nun Hegels Philosophie als die alleinig reinende und einende hingestellt, und deren wohlthätiger Einfluß auf alle diese Zustände zu beweisen gesucht. Die „Zukunft der christlichen Religion sey aber die Anbetung Gottes in Geist und Wahrheit und nur dann, wann das Evangelium als letzteres begriffen werde, sey das Christenthum anerkannt, als das was es ist, als Weltreligion.“ Nicht minder, obgleich in einer andern Sphäre, reich an anregenden Gedanken und geistreichen Ansichten ist der letzte Aufsatz

dieses Heftes: Entwicklung des Princip's der modernen Kunst, von Karl Citner. Das Princip der neuern Kunst wird in die Wahrheit, das ist die Uebereinstimmung des freien Selbstbewußtseyns des Menschengeistes mit dem Geiste der Wirklichkeit, gesetzt, dabei aber dennoch bemerkt, daß dieselbe noch auf den untersten Entwicklungsstufen dieses Princip's stehe, und noch viel Irrthum und Verwirrung in der Anwendung und über die erfolgreichste Verwirklichung desselben herrsche. Was jetzt nothwendig noch allzusehr als Genre-Darstellung erscheine, werde daher sich erst allmählig zu immer reinerer und höherer Gestaltung entwickeln.

Wir sehen dem Sommer dieser Jahreszeiten bei der Blüthe des Frühlings mit gespannter Erwartung entgegen.

Das Galgenmännlein. Ein dramatisches Gedicht von Arthur Luze. Leipzig, Brockhaus. 1839. 12. 91 Seiten.

Fouqué hat uns bereits vor längerer Zeit die Sage vom Galgenmännlein in Prosa vorgetragen, hier erhalten wir Fragmente daraus in dramatischem Gewande und freien Reimversen. Denn das Büchlein trägt das Motto an der Stirn:

Ewig kann's Fragment nur bleiben  
Was Dir zeigt der Menschen Treiben.

Wie sehr Goethe's Faust auf die Dichtung dieses Drama eingewirkt hat ist unverkennbar. Statt Gretchen haben wir ein Clärchen und Heinrich ist ganz das Seitenstück zu jenem, nur wird er am Schlusse durch die Glorie des Himmels in welcher eine Stimme spricht:

Die Gottheit achtet nicht der todten Worte:  
Dein Wille öffnet Dir die Himmelspforte.

zu Gnaden aufgenommen.

Der Dichter verwahrt sich auf dem Titel mit dem Spruche:

Willst Du dieß Büchlein nur durchfliegen,  
Um Langeweile zu besiegen —  
So laß es uneröffnet liegen!  
Denn furchtbar ist des Galgenmännleins Kraft:  
Und wie's dem Einen Glück und Freude schafft:  
So rächt's sich an dem Frevler grauenhaft!

In diesen Conflict mögen wir aber nicht gerathen. — Die äußere Ausstattung ist höchst geschmackvoll und anständig.

Der Papagey für kurzweilige Zerstreuung; nämlich jocose Genre-Stückchen. Verfaßt von Franz Gräfer. Nr. I. Wien, Schmidt's Witwe. 1839. 8. 113 Seiten.

Der kleine buntgefiederte Vogel plaudert allerliebft,

und im eigentlichsten Verstande — wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Dabei aber erlaubt er sich nicht etwa Zweideutigkeiten, wie man wohl jetzt hier und da unter der Maske des Humors findet, noch hat er sich Schimpfworte, wie sie manchmal Papageien hören lassen, angewöhnt, sondern das Papchen ist so bescheiden und artig als möglich, und man wird sich gern ein Stündchen von ihm etwas vorschwätzen lassen, dieß aber um so mehr als seine kleinen Genre-Stückchen kurz und bündig sind. Obgleich meist aus Wiener Zuständen entlehnt, sind sie doch allgemein verständlich und gewinnen eben noch durch jene lokale Färbung etwas Eigenthümliches und Solides. Den Schluß machen anekdotische Einfälle, von denen wir unsern Lesern einige zum Besten geben müssen.

„Ein kleiner Junge auf der Straße sang, und zwar in böhmischer Sprache. Ein Vorübergehender, dem das auffiel, rief dem Singenden zu: Aber Bürschel, was ist's denn mit Dir? Noch so jung, und schon ein Böhm!“

„Ein Glück, daß die Eisenbahnen durch lauter gesegnete Länder gehen. — Warum? — Wenn Noth in solchen Ländern wäre, so würde es für die Eisenbahnen ein Unglück seyn. Sagt denn das Sprüchwort nicht: Noth bricht Eisen?“

„Ein Gelehrter in Gesellschaft von Damen tändelte mit einem zarten eleganten Fächer so ungeschickt, daß er ihn zerbrach. Die Dame, der er gehörte, begnügte sich mit der Bemerkung: Mein Herr Gelehrter, man sieht, daß Sie doch nicht in allen Fächern bewandert sind.“

„Ungarn ist das schönste Land der Erde, sagte ein Reisender. Und Tokay ist die schönste Erde dieses Landes, setzte ein Zweiter hinzu.“

„Wart, Franzose, der Du „Göz von Berlichingen“ mit „l'Idole de Berliching“ übersegest: ich will mich rächen! Flugs überseze ich „Dame de la halle“ mit Dame aus Halle.“

„Schon wieder ein neu erschienenenes Album! — Ja wohl. Schade, daß es nicht ein Album im buchstäblichen Verstande ist, nämlich ein Buch aus weißem Papier bestehend.“

„In Wien ist solch ein Wohlstand und Luxus, daß sogar jeder Fiaker seine eigene Equipage hat.“

„Bei einem gesellschaftlichen Spiele wurde ein Herr von einer sehr reizenden Dame gefragt: Was wünschen Sie? — Gleich, antwortete er lebhaft: Ich wünsche, daß Sie eine Maßregel wären. — Und warum? fragte die Schöne. — Ich würde Sie dann ergreifen, entgegnete der Herr.“

„Kinderbewahr-Anstalt? fragte ein ordinärer Mann vom Lande. Was soll das seyn? Als man es ihm erklärt

hatte, sagte er: Ja, so. Ich war der Meinung, es sey eine Anstalt, durch die man vor Kindern bewahrt werden könne.“

Th. Hell.

Memoiren des Fürsten von Talleyrand-Perigord &c. Gesammelt und geordnet von der Gräfin D... von C.... — Verfasserin der „Memoiren einer Frau von Stande.“ Aus dem Französischen von Dr. C. Brinkmeier. Erster Theil. Cassel und Leipzig, bei Th. Fischer. 1838.

Schon in ihren „Erinnerungen“ über die Regierungen Ludwig's 18. und Karl's 10. brachte Madame du Cayla Fragmente dieser Memoiren; sie konnte es nicht erwarten bis der Fürst gestorben wäre, der Drang ihn bei lebendigem Leibe auszubeuten war gar zu lockend. Hierzu kam noch der Umstand, daß sie berechnete, wie sie dadurch so zu sagen eine Anwartschaft, eine Art Prioritätsrecht einer geistigen Hypothek, gegen andere Memoirenfabrikanten erlangte, indem sie ohne weiteres die Hand auf ihn legte, und ihn zum voraus als gute Priße erklärte. Man könnte dieß Gebahren einer „Frau von Stande“ für wenig standesmäßig halten, aber so wie wir in Deutschland seit einigen Jahren an die bekannte belletristische Litteraturlüge gewöhnt sind, ohne sie deshalb für anders als eine ganz gewöhnliche gemeine Lüge zu halten, so ist man in Frankreich die falschen Memoiren so gewohnt worden, daß es fast Niemand mehr der Mühe werth hält dagegen zu reclamiren. Ohne nun erst näher zu entwickeln, daß die vorliegenden Memoiren unecht sind — was nach der bekannten Erklärung des Fürsten, auch wenn nicht so viel innere Beweise vorlägen, ganz überflüssig seyn würde — gehen wir zu der Beurtheilung des Buches über, und geben gern das Zeugniß ab, daß es keineswegs werthlos ist. Wir legen zwar der Aufzählung der Liebchaften des Fürsten, und einer Menge anderer darin vorkommenden Klatschereien, die das Ganze piquant machen sollen, keinen Werth bei, aber den letztern besitz es dennoch, wenn man einzelne Schilderungen von dem Wust der übrigen zu sondern versteht. Vorzüglich interessant sind die Besuche des damaligen „Abbé de Perigord“ bei Rousseau und Voltaire geschildert; sie bezeichnen die beiden genannten Dichter auf eine so richtige als anziehende Weise. Wir können uns nicht enthalten einige Worte über die äußere Erscheinung des Letztern auszuheben.

„Die Glocke zum Diner läutete und Voltaire erschien; er schrieb jede Woche daß er im Sterben sey, und dieses Jahr hatte er sogar an Herrn von Argental ge-

schrieben er sey todt. Sehr erstaunte ich daher, als ich ihn groß, dürr, mager, aber kräftig, stolz, mit donnerndem Wort, und einem Vulkan in den Augen fand; er trug eine Perrücke à la regence, minder umfangreich als die à la Ludwig 14., aber doch immer noch groß für uns, die wir nicht daran gewöhnt waren, da die Mode sich geändert hatte; auf dieser Hauptbedeckung trug er nach Art des Cornu des Dogen, eine Rattunmütze mit einer Goldspitze garnirt, und mit einem feuerfarbenen, ebenfalls goldglacirten Bande zugeknüpft. Ein Rock von amaranthfarbener Seide über einem mit Gold und Silber glacirten Silet, das mit kostbarer chinesischer Stickerei bedeckt, und wie er uns sagte, ein Geschenk seines ehemaligen Mitschülers Pilavoine aus Surate sey, verbarg ein Hemd von flandrischer Leinwand, an welchem sich ein köstlicher Tabot befand; chinirte blaue Strümpfe, Schuhe mit rothen Absätzen und Brillantschnallen, dazu ein Beinkleid von amaranthfarbenem Atlas mit goldenen Knöpfen, am Knie von reichen eleganten Strumpfbändern gehalten. Manschetten ähnlich dem Tabot garnirten das Hemd. Darüber hatte Voltaire einen Schlafrock von persischen, in den hellsten Farben glänzenden Stoffen geworfen.“ Ganz der Erscheinung des Dichters angemessen war die der Damen von Ferney. — Madame Denis, die Nichte Voltaires, Madame Dupuits, eine Enkelin Corneilles und Frau von St. Julien, gleichen mehr oder minder der „belle et honne“ des Philosophen, der Madame du Chatelet, welche bekanntlich nichts weniger als gut, und dabei sehr häßlich war.“ — Mit der industriellen Aristokratie zu Paris ist Madame du Cayla — denn diese ist es ja doch, welche mit Talleyrands Munde spricht — wenig zufrieden. „Wer die Soubise's, die Rohan's, die Gontaut's, die Beauvau's von Beaufremont, die Montmorency's und ihres Gleichen gesehen hat, muß zugestehen, daß es sich besser mit ihnen umgehen ließ, als mit einem Staatsrath oder Banquier von heute. Ihre Thür besonders stand Jedem offen; man ging zu ihnen, wie an einen öffentlichen Ort. Man sage mir, wer, wenn er nicht Herzog oder Pair war, von vorne herein und sogleich zu Herrn Lafitte gelangen konnte. — Man hat unglückliche Leute aus der Provinz mit den glänzendsten Empfehlungsbriefen sechs Monate in Paris umherlaufen sehen, ohne eine Minute von den kostbaren Augenblicken dieses grand citoyen erlangen zu können.“ —

Madame du Cayla hat sehr Unrecht sich über den Stolz der Pairs vom Zahlbret oder der Spinnmaschine zu ereifern; zur Zeit des Kaiserreichs war es nicht ein Paar anders. Mit Vergnügen erinnern wir uns noch

des gewaltigen Jornes eines mit Narben bedeckten, eisgrauen Generals, und seiner höchst originellen Verwünschungen, als ein junger achtundzwanzigjähriger Präfekt den alten Herrn und einige zwanzig Offiziere eine halbe Stunde antichambriren ließ, und dann in Pantoffeln und Schlafrock zum Vorschein kam, weil er eben erst — Vormittags 10 Uhr — dem Bett entstiegen war; eben so merkwürdig erschien uns ein Unterpräfekt, der eher einen Mord begangen, als den Baronstitel bei seiner Unterschrift vergessen hätte, oder in einem Wagen erschienen wäre, auf dessen Schläge sich nicht das grüne Barett mit den Straußfedern befand. Zu beider Entschuldigung müssen wir indeß bemerken daß ihnen historische Erinnerungen beiwohnten; der Präfekt war ein Verwandter der Kaiserin Josephine, und der Unterpräfekt hatte für den Tod Ludwigs des sechzehnten gestimmt. —

### Fortsetzungen.

Der Wanderer um die Welt. 3. bis 5. Folge. — Die Schweiz. — Aegypten. — Frankreich. — Stuttgart, bei P. Walz. 1839.

Wir haben bereits früher in diesen Blättern gegenwärtiges, von einem Verein namhafter Gelehrten „für die Jugend und ihre Freunde“ bestimmtes Werk empfehlend angezeigt, und wir freuen uns das Lob, welches wir bei den ersten beiden Heften aussprachen, auch bei den neuerdings erschienenen wiederholen zu können. Sämmtliche kleine Reisebeschreibungen erfüllen sehr gut ihren Zweck, nämlich der Jugend ein gedrängtes Bild des Landes das sie behandeln, und welches sich dem Gedächtnisse leicht einprägt vorzuführen, ohne daß bloß starre Umrisse, an denen der Geist der jugendlichen Leser unmöglich Gefallen finden kann, gegeben würden. Die Aufgabe welche sich die Verfasser stellten, war, wie man sieht, eben keine leichte, dennoch haben sie solche geschickt gelöst. Sehr zweckmäßig ist das kleine Chärtchen, welches eine gnte Uebersicht der Physiognomie des allgemeinen Berggebäudes der Schweiz darstellt, gezeichnet. Die vier Ketten der höhern Alpenzüge, vom Hauptkamme an bis zum Jura, sind durch eben so viel verschiedene Schraffirungen unterschieden, und das Skelett verwischt sich deshalb nicht leicht aus dem Gedächtnisse des aufmerksamen Beschauers. Was die Reisebeschreibungen selbst anlangt, so geben wir der, welche „Aegypten“ behandelt, den Vorzug. Sie ist ein Auszug aus einem

neuern bekannten Werke, welches gedrängt, und zu dem angezeigten Zwecke wohlgeordnet, wiedergegeben wird. Daß der Ethnograph hier nichts Neues findet, darf wohl kaum erwähnt werden, aber das Bekannte ist zweckmäßig zusammengestellt, und manches ziemlich ausführlich erzählt. Wir rechnen hierher die Beschreibung des Memnoniums. Die „Stimme Memnon's“ wird auf folgende Art erklärt. „Es ist ausgemacht, daß die Granite und Breccien oft bei Sonnenaufgang einen Ton hervorbringen, was bei der Memnonssäule auf folgende Art zuging: wann die Sonnenstrahlen ihn trafen, so trockneten sie die reichliche Flüssigkeit aus, womit der starke Nachthau die ungeglättete Oberfläche bedeckt, und welche sie selbst eingesaugt hatten. So entstand eine fortgesetzte Thätigkeit in dem Stein, Körner und Blättchen der Breccie wichen, und zerplatzten, und dieser Bruch verursachte in dem spröden etwas elastischen Steine eine Erschütterung, eine rasche Vibration, und hierdurch den Ton, welchen die Bildsäule bei Sonnenaufgang hören ließ. Seit sechzehn Jahrhunderten ist sie ganz und gar verstummt.“

Bekanntlich ist die Memnonssäule in der Gegend der Thebe ganz mit eingemeißelten Namen derer, welche die Stimme gehört haben wollen, bedeckt. Die meisten dieser Inschriften sind aus den Zeiten Domitians, Nervas, Trajans und Hadrians. Auch die Kaiserin Sabina hatte eine Wallfahrt zu dem Wunderbilde gemacht. Eine römische Dame, Cäcilia Trebunca war besonders glücklich; sie versichert den Gott mehrere Male gehört zu haben; eine andere Clelia, „Africana uxor“ hatte eine etwas schwerfälligere Phantasie, sie vernahm seine Stimme erst beim dritten Besuche, ein gläubiger Stratege aus Hadrians Zeit mußte zweimal kommen, ehe Memnon einen Laut von sich, und dem Herrn Gelegenheit gab sein: „Memnonem audivi!“ einzuklagen. Champollion vernahm gar nichts; eben so ging es einem Freunde von uns, der mit zehn andern Offizieren vom 9. französischen Linienregiment eine kalte Nacht zähneklappernd zwischen den Füßen Memnon's bivouaquirte. —

Die 5. Folge, mit welcher „Frankreich“ beginnt, ist etwas magerer als die vorhergehende, aber freilich ist es auch sehr schwierig, ein so großes Bild in einen so kleinen Rahmen zu pressen. Bei alledem geschah was geschehen konnte. — Wir empfehlen gern das zweckmäßige, und wohlfeile Werk.

G. v. Wachsman n.